

SPUR DER VERZWEIFLUNG

Text *Brigitte Werneburg* Photography *Viktoria Binschok*





Wandvorsprung, c-prints 120 x 160 cm. Vorherige Seite: Wand #1, 2006, c-prints, 120x160 cm



Tür, c-prints 120 x 160 cm

Schon dem Titel der Fotoserie „Die Abwesenheit der Antragsteller“ haftet etwas Unterkühltes an. Und unterkühlt wirken auch die Bilder selbst. Denn sie verraten zunächst nicht, was sie abbilden. Alles, was zu erkennen ist auf den großformatigen Diasec-Fotografien, ist eine leere weiße Fläche, nur hier und da von einem rätselhaften, grauschwarzen Muster durchbrochen. Worum, bitte, geht es hier? Wovon handeln diese abstrakten Graffiti, die ohne weiteres Cy Twombly zuzuschreiben wären, verteilte sich das Gewirr der grauschwarzen Striche nicht gar so regelmäßig auf der Bildfläche?

Die Antwort gibt das Ende der Sequenz. Keineswegs geht es um Abstraktion. Sehr wohl aber um Graffiti, um Spuren auf der Wand. Die Serie ist eine Dokumentation. Sie zeigt die Gegenwart des Abwesenden. Das verraten die drei angeschnittenen Rückenlehnen aus billigem blauem Plastik des letzten Bildes. Die weiße Fläche hinter den Sitzgelegenheiten entpuppt sich als eine Wand. Und das grauschwarze Muster über diesen Lehnen ist eine Hinterlassenschaft der Menschen, die hier regelmäßig Platz zu nehmen gewohnt sind. Während sie warten, stützen sie die Hinterköpfe gegen die Wand, haben mit ihren Mützen und Haaren den weißen Belag allmählich abgescheuert.

Den kühlen Zugriff auf das heiße Thema der Arbeitslosigkeit wagte Viktoria Binschtok, die diese Fotoserie in der Arbeitsagentur Neukölln aufnahm. Die Meisterschülerin von Timm Rautert an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig wurde 1972 in Moskau geboren, lebt aber seit ihrem siebten Lebensjahr in Deutschland. Schon als Schülerin begann sie zu fotografieren. „Fotografie war die einzige Aufgabe, mit der ich mir vorstellen konnte, später meine Zeit zu vertreiben“, sagt sie. Natürlich dachte sie an eine Freiheit selbstbestimmter Arbeit. Nach Abschluss ihres Studiums im Jahr 2005 fand sich Viktoria Binschtok auf den Fluren einer Arbeitsagentur wieder – in ihrem Fall der Arbeitsagentur Neukölln: „Ich bekam zwar keinen Job vermittelt, aber dafür eine Idee.“ Denn „in dem Moment, in dem mir die Spuren an den Wänden auffielen“, wusste sie, „das ist die Spur, über die sich diese Situation in Kunst übersetzt. Ich hatte ja nie zuvor darüber nachgedacht, etwas über Arbeitslosigkeit zu machen.“

Also vereinbarte sie einen weiteren Beratungstermin. „Als ich wiederkam, hatte ich die Rolle gewechselt. Jetzt kam ich als Künstlerin, die heimlich diese unheimlichen Flure fotografierte. Denn es ist nicht erlaubt, hier Aufnahmen zu machen. Ich wollte gleich mal über das Licht, die Breite und Länge der Korridore und die möglichen Kamerastandpunkte Bescheid

wissen, für die endgültigen Aufnahmen.“ Ein offizielles Anschreiben der Leipziger Hochschule mitsamt einer Projektbeschreibung, die das eigentliche Vorhaben im Vagen beließ, aber gewichtig mit dem öffentlichen Interesse argumentierte, konnte sie zurück an den Schauplatz befördern. Die Mitarbeiterin der Arbeitsagentur, die der Fotografin und ihrem Assistenten zur Seite gestellt war, dürfte sich gewundert haben. Die beiden kamen außerhalb der Geschäftszeiten und ließen trotz sichtbar zur Schau gestellter professioneller Geschäftigkeit nicht erkennen, wonach sie eigentlich suchten. „Es sollte ja nicht allzu sehr auffallen, dass mich nur die Wände interessierten. Die Dreckspuren.“

Gut möglich, dass dafür keine Genehmigung erteilt worden wäre. Aber Viktoria Binschtok malte mit ihrer sachlichen Dokumentation ja keineswegs das Menetekel sozialen Scheiterns quasi nachträglich an die Wand. Vielmehr entdeckte sie melancholische, rätselhafte Graffiti, unfreiwillig und kollektiv hinterlassene Zeichen. Die Antragsteller sind abwesend, anwesend sind die Abnutzungsspuren an der Wand: eine im Alltag entstandene, ungewöhnliche, auffällige Form. Deren ästhetische Bedeutung in einer teuer produzierten Serie großformatiger Abzüge zu realisieren war Binschtoks Wunsch.

Die Spuren an der Wand der Arbeitsagentur haben Stil, eigenes ästhetisches Gewicht. Eine Erkenntnis, die es augenblicklich verbietet, das Anliegen der Serie auf den dokumentierten Anlass, gar ein sozialpolitisches Statement zu verkürzen. Es zeichnet Viktoria Binschtoks Kunst aus, dass sie im alltäglichen Leben jederzeit die ungewöhnliche, bedeutsame Form erkennt, in der ein Thema künstlerisch bearbeitet werden kann. Dort wo es keine Antragsteller gibt, hat sie die Louis-Vuitton-Tasche als eine solche Form entdeckt. Hier gibt es Besitzer, aber auch sie sind abwesend, denn zu sehen sind auf den New Yorker Straßenszenen der Serie „LVNY“ von 2004 immer nur die Taschen, die im Vorbeigehen geschwenkt werden. Original oder Fälschung? Eine genuine Frage der Kunst. Sie kann inzwischen über Konsum verhandelt werden, weil hier wie dort Kennerschaft gefragt ist. Und begehrt ist hier wie dort ein Label oder – adäquat – der Name eines Künstlers. Auch in der Kunst, seitdem Künstler wie Markennamen gehandelt werden. Wie kann ein Anspruch von Echtheit und Originalität da überhaupt noch aufrechterhalten werden? Ein präziseres und zugleich alltäglicheres Bild als die Allgegenwart des Statussymbols von Louis Vuitton dafür, dass Besitz kein Privileg ist, lässt sich kaum finden. So leicht sind stilvolle Zeichen nicht zu haben. Manchmal gehören sie ja sogar den Arbeitslosen.



LVNY #2, 2004, c-print, 70 x 90 cm



LVNY #1, 2004, c-prints, 70 x 90 cm



LVNY #7, 2004, c-prints, 70 x 90cm